

und findet so ganz von selbst ihr Gestaltungsfeld in den seelisch betonten Formen menschlichen Daseins: Jugend und Alter. — Hier wird nun des Meisters persönliche Eigenart am unmittelbarsten zum Träger deutschen Wesens. Denn deutsche Kunst ist nie in der Mitte, kann sich nie im maßvollen Ausgewogensein aller treibenden Faktoren beruhigen, sie ist wesentlich dynamisch, muß die Idee ganz zu Ende gestalten, den innersten Kern befreiend ans Licht heben. Und eine solche Kunst ist ihrer innern Triebkraft nach seelisch betont. Man hat nicht mit Unrecht von unserer Kunst behauptet, daß sie mit Vorliebe Spätstile ausbilde. Wohl nirgendwo zeigt die Spätstufe so wenig Erschlaffung wie auf deutschem Boden. Es regt sich vielmehr eine unendliche Lust an überquellenden Formen, und eine fast unerschöpfliche Phantasie bringt immer reicheres Leben zu Tage. Man braucht ja nur an die eigene Entwicklung der Spätgotik und des letzten Barock bei uns zu erinnern, um eine überzeugende Vorstellung des eben Gesagten wachzurufen. Und Tilmann Riemenschneider ist ein reiner Spätgotiker. Wie sonst nur selten klingen hier Zeitstil, völkische Form und persönliche Eigenart in eins zusammen. Das macht Riemenschneider zu einer Gestalt, die in überzeitlicher Ausprägung deutschen Wesens immer den unmittelbaren Zugang zum lebenden Volke haben wird. Und dieser Mann lebte und schuf aus einer ungebrochenen Glaubenskraft. Der Deutsche und der Christ sind restlos eins geworden in seiner Kunst. Über alle Zeiten hinweg wird daher jedes Werk seiner begnadeten Hände Zeugnis ablegen von der schöpferischen Kraft und Fruchtbarkeit, die aus der Einheit deutscher Seele und christlichen Glaubens segensvoll emporstieg.

Umschau

Um die Offenbarung des Alten Bundes

Das an Literatur über das Alte Testament so fruchtbare Jahr 1936 hat uns zwei Büchlein geschenkt, die nicht wegen ihres äußeren Umfangs, wohl aber wegen der Klarheit und Tiefe ihrer Problemstellung besondere Beachtung verdienen. Ernst Sellins „Das Alte Testament im christlichen Gottesdienst und Unterricht“ und Emanuel Hirschs „Das Alte Testament und die Predigt des Evangeliums“¹. Beide Verfasser sehen das Problem ähnlich: die Stellung des Alten

Testamentes in der seelsorglichen Lehrverkündigung der modernen Christenheit. Beide sind Menschen, die persönlich vor ihrer akademischen Lehr- und Forschungstätigkeit im praktischen Leben der Seelsorge oder des Religionsunterrichtes standen. So kann man von vorneherein bei beiden eine Sicht der Fragen erwarten, die nicht einseitig nur aus der Atmosphäre des Katheders heraus geschieht, sondern die das wirkliche Leben des Christen von heute trifft. — Die Auffassungen beider haben viel Gemeinsames, und doch sind sie fundamental voneinander verschieden.

Für beide steht fest, daß das Alte Testament als Ganzes nicht ein „Wort Gottes“ ist, das positiv auf die Offenbarung des Christentums hingerichtet wäre. Keiner würde einen absoluten Wahrheitsanspruch des ganzen Alten Testamentes anerkennen. Doch in der Art, wie sie sich im einzelnen mit der „Gottmensch-

¹ Sellin, Ernst, Prof. D. Dr., Das Alte Testament im christlichen Gottesdienst und Unterricht, S. 1—51. Gütersloh 1936, Bertelsmann. M 1.50. — Hirsch, Emanuel, Das Alte Testament und die Predigt des Evangeliums, S. I—VI, 1—87. Tübingen 1936, Mohr. Kart. M 2.60.

lichkeit“ des Alten Testamentes auseinanderzusetzen, gehen sie vollkommen auseinander. Hirsch betont den Gegensatz zwischen Altem Testament und Christentum so stark, daß eigentlich das einzige Verdienst, das bei ihm dem Alten Testament noch bleibt, darin besteht, durch seine Verschiedenheit scharf zu umreißen, was Christentum nicht ist. Da mag ich nun den „Gegensatz“ so schöpferisch auffassen, wie ich will, ist der ganze Unterschied nur Gegensatz, dann bleibt das Alte Testament Negation. So aber könnte es in der „Predigt des Evangeliums“ wohl nur die Rolle — fast möchte ich sagen — des „abschreckenden Beispiels“ übernehmen. Wird gar keine positive organische Wachstumsbeziehung wie zwischen Knospe, Blüte und Frucht anerkannt, so ist der Alte Bund im Neuen nicht „erfüllt“, wie Jesus es doch wollte. Nein, es wäre viel richtiger gewesen, zu sagen: „Ich bin gekommen, das Gesetz zu verneinen“, ein Wort, das im Munde Jesu undenkbar ist.

Hier liegt das große Verdienst der Schrift Sellins. Ihm ist das „Wort Gottes“ des Alten Testamentes „der verborgene Schatz im Acker“, die „Schrift“ des Alten Bundes „Windeln und Krippen, da Christus innen liegt“. Er unterscheidet allerdings scharf zwischen „Gotteswort“ und „Schrift“ im Alten Testament. In der Schrift ruht Gottes Wort als „Schatz im Acker“ eingebettet. „Wort Gottes“ ist ihm die geistige Frucht der prophetisch-sittlichen Religion, das auf Christus Hingerichtete, vielleicht ließe sich sagen das „Göttliche“ im Alten Testament. Vieles andere in der „Schrift“ ist nur Ergebnis der „kultisch-nationalen Religion“, die auf das Judentum hinführt, das rein Menschliche, ja Allzumenschliche, das zu bejahren der Christ nicht die geringste Veranlassung hat, ja das er verneinen muß um seines Christentums willen.

Hierin offenbart sich die große Überlegenheit der Auffassung Sellins über die Ansichten Hirschs. Sellin kennt eine christozentrische, christusbewußte und christusbezogene Exegese des Alten Testamentes. In deren Abgrenzung liegt aber auch seine große Schwäche. Hat nicht Emanuel Hirsch vollkommen recht, wenn er jede Scheidung zwischen Propheten- und Gesetzesreligion im Alten

Testament leugnet? — Sellin spräche wohl auch hier von „Vereinerleung“. Sind aber nicht tatsächlich doch im ganzen Alten Testament göttliche Ideen Fleisch geworden? Wenn wir schon ernsthaft mit der Vermenschlichung göttlicher Gedanken in der Schrift rechnen, warum dann dieser Inkarnation Grenzen setzen, die unser Geschmack bestimmt, die Jesus nie gezogen hätte? —

Wenn wir beide Autoren miteinander vergleichen, dann trägt eigentlich keiner das Mysterium des in der Schrift Mensch gewordenen Gotteswortes mit seiner ganzen Fülle und seiner ganzen Last. Der eine sieht richtig die geistige Einheit des ganzen Alten Testamentes, würdigt aber alles nur als negierenden Gegensatz zum Christentum. Der andere kennt etwas positiv auf Christus Hingerichtetes, aber das ist ihm „der verborgene Schatz im Acker“, also wieder nicht das Ganze, und was schlimmer ist, etwas, was klarer Erkenntnis nicht bestimmbar, sicherer Abgrenzung entzogen ist. „Es gilt an dies Göttliche in dem Menschlichen zu glauben, nicht es zu sehen“ (15). Bezüglich der tieferen Durchdringung eines schon feststehenden Mysteriums mag das gesagt werden. Aber an dieser Stelle geht es um die Unterscheidung dessen, was „Gottes Wort“ in der „Schrift“ ist und was nicht. Bleibt der Schatz im Acker verborgen, ist er für uns bedeutungslos, jedenfalls keine unser Leben gestaltende Kraft. Wenn wir ihn heben, müssen wir ihn sehen. Die Unmöglichkeit einer klaren Scheidung zwischen Göttlichem und Menschlichem in der Schrift, von der Sellin spricht, entzieht auch das Göttliche, das Sellin über Hirsch hinaus in der Schrift noch läßt, unsern Blicken. So scheinen letztlich beide vom Gottmenschlichen in der Schrift nur noch das Menschliche zu sehen.

Aber es wäre ungerecht, bei Feststellung dieser Grenzen zu bleiben, ohne den positiven Wert dieser Arbeiten gerne anzuerkennen. Groß ist an beiden die Bewußtheit, das Bekennerhafte, womit sie ihre Fragen stellen und ihre Antworten geben. Besonders Sellins Art, das Christusgerichtete im Alten Testament herauszuarbeiten, bedeutet einen Fortschritt gegenüber den Einseitigkeiten einer vergangenen Generation, den man vor nicht allzulanger Zeit noch für un-

möglich gehalten hätte. Wie weit die deutsche Exegese fähig ist, die Negation, die der Auffassung Sellins noch anhaftet, zu überwinden, wird die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte zeigen.

Gustav E. Closen S. J.

Erziehung trotz Vererbung

Bis in die letzten Jahre hinein stand ein großer Teil der Erziehung im Zeichen jenes Optimismus, der glaubte, aus allen alles machen zu können. Anders ausgedrückt: sie war vielfach von einem grenzenlosen Allmachtsdünkel erfüllt und währte, mit Erziehung allein lasse sich die Welt auf allen Lebensgebieten umgestalten und erneuern. Man war beinahe der Meinung, Menschenformung komme zustande durch ausschließliche Einwirkung der Umwelt. Man huldigte einer einseitigen Milieutheorie.

Heute strebt die Erb- und Rassenlehre nach Vorherrschaft. Man entdeckte, daß die Erbgesetze in vieler Beziehung ein unabänderliches Schicksal für den Menschen bedeuten. Schriebe man dieser Lehre Alleingültigkeit zu, so läge es nahe, wie unmittelbar ersichtlich ist, Erziehung als überflüssig zur völligen Ohnmacht zu verurteilen. Denn dann wäre die Entwicklung zur vollendeten Menschengestalt nichts anderes als eine mit innerer Notwendigkeit sich vollziehende Entfaltung der im Erbgut überkommenen Anlagen. Es träte an die Stelle eines schrankenlosen Erziehungsoptimismus ein ebenso unbegrenzter Erziehungspessimismus.

Wie die Geschichte der Erziehung ausweist, hat die Pädagogik immer wieder vor einer grundsätzlich ähnlichen Fragestellung gestanden. Und immer wieder hat man versucht, mit einer „Entweder-Oder“-Lösung auszukommen.

Schon im Mittelalter standen sich solche extreme Ansichten gegenüber. Sehr eindrucksvoll hat Thomas von Aquin zwei solcher Gegensätze, die er selber als überspitzt zurückweist, in seiner *Quaestio disputata De veritate* XI, die den Titel trägt „Über den Lehrer“, dargelegt. Die einen behaupteten, die Erziehung sei ausschließlich Sache der „causa secunda“, also des sich entwickelnden Menschen, der in sich von Natur mitgegeben alles enthalte, was zu seiner Vollendung notwendig sei (Thomas sagt, dann sei die

ganze sich entfaltende Form dem Menschen eingepflanzt, „indita“). In diesem Fall wäre Erziehung überflüssig; sie könnte allenfalls äußere Hemmnisse der innern Entwicklung ausräumen. Die andern vertraten die Meinung, die Erziehung werde nur durch die „causa prima“, durch Gott allein bewirkt. Sie käme dann nur von außen zustande. In der ersten Auffassung würde der Mensch als ein durch und durch aktives und sich selbst genügendes und in der zweiten als ein rein passives, nur von außen seine Prägung empfangendes Wesen angesehen.

Vor allem seit der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts stoßen wir auf Bemühungen, durch ein solches „Entweder-Oder“ unsere Frage zu klären. Man braucht bloß an das Wort Goethes im „Wilhelm Meister“ zu erinnern: „Eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden. In jeder Anlage liegt auch allein die Kraft, sich zu vollenden.“ Man darf aber nicht vergessen, daß sich auch bei Goethe andere Auffassungen finden. Oft angeführt wird auch der entgegengesetzte Satz Kants: „Der Mensch kann nur Mensch durch Erziehung werden. Er ist also nichts, als was Erziehung aus ihm macht“ (Hartenstein 8, 349).

Es wäre interessant, diesen Pendelschlag zwischen Pessimismus und Optimismus durch die ganze Bildungsgeschichte zu verfolgen. Beispielsweise sei hier nur auf die Verurteilung der Erziehung zur Ohnmacht hingewiesen durch jene Auffassungen der Prädestination, wie sie etwa Calvin und Jansenius vertreten. Danach war ein Mensch, dessen ewiges Verderben Gott voraussieht, durch göttliche Bestimmung jener Gnadenmittel beraubt, ohne die er sein Lebensziel nicht erreichen kann. Oder man denke an die Lehre Rousseaus und seiner Anhänger, nach der die Erziehung deshalb überflüssig ist, weil der Mensch von Natur aus gut ist und nur unter den Händen der Menschen entartet; oder an die Theorie vom „angeborenem Charakter“ bei Schopenhauer, vom „geborenen Verbrecher“ bei Lombroso, an Auffassungen in manchen Dramen Ibsens usw.

Demgegenüber stehen zu allen Zeiten Erziehungsoptimisten, die an eine unbegrenzte Formbarkeit des Menschen